

geschichtlichen Einschnitt sieht. Nach einem weiteren halben Jahrhundert setzte dann der Versuch von Martin Opitz ein, dieses französische Vorbild zu überwinden. Daher ist es zu begrüßen, daß die beiden Hauptherausgeber dabei sind, auch die Opitzsche Psalmenbearbeitung neu vorzulegen.

Henning P. Jürgens beschäftigt sich mit L.s Biographie und seiner konfessionellen Einordnung (S. 22-37). Der Weg des erzgebirgischen Bergmannssohnes und jüngeren Bruders eines Leipziger Universitätsprofessors wird über die Universität Leipzig, Studienaufenthalte in Löwen, Paris und Bourges sowie Promotion in Bologna bis zur Berufung nach Königsberg verfolgt. J. legt Wert auf L.s Begegnungen mit anderem als lutherischem Gedankengut, denn aggressiv und ausführlich setzt er sich mit der bisherigen Lehrmeinung auseinander, die in L. einen Lutheraner sieht<sup>2</sup>, der daher paradoxerweise den Hugenottenpsalter übersetzt habe. J. schließt mit dem Versuch einer Eigeninterpretation: L. sei ein Humanist gewesen. Dies ist jedoch ein Scheinschluß, denn eine konfessionelle Zuordnung schließt nicht aus, daß jemand Humanist ist, wie etwa die Person von Philipp Melancthon zeigt. Darüber hinaus bleibt das Paradoxon, daß ein Nichttheologe, der sich allerdings aus allen theologischen Lehrstreitigkeiten seiner Zeit herausgehalten hat, in eindeutig lutherischer Umgebung das reformierte ‚Volksbuch‘ geschaffen hat.

Dieter Gutknecht geht auf die Musik des Lobwasser-Psalters ein (S. 38-55) und beginnt mit dem Hinweis, daß L. bereits auf dem Titelblatt von 1576 sagt, daß zu jedem Psalm vier Stimmen gehören. G. benennt die Probleme, die L. zu bewältigen hatte, um nicht nur den Text zu übersetzen, sondern auch die vorgegebenen Melodien mit dem deutschen Wortlaut in Einklang zu bringen. Die darin begründeten sprachlichen Holprigkeiten hätten die bisherigen Kritiker nicht gesehen. Die Singbarkeit habe die Lobwasserschen Psalmen so beliebt gemacht, wie lutherische Kritiker später einräumten, die die französische und reformierte Herkunft störte. G. erkennt L.s Vorlage in der Genfer Jaqui-Ausgabe von 1565 mit den Melodien von Claude Goudimel. Dem scheint entgegenzustehen, daß L. seine Widmung an Herzog Albrecht ebenfalls auf dieses Jahr datiert hat.

Lars Kessner gibt schließlich einen Überblick über die Rezeption des Lobwasser-Psalters im 16. und 17. Jh. (S. 56-71). K. weist darauf hin, daß 1574 in Heidelberg, also ein Jahr nach der Leipziger Erstauflage, eine Ausgabe nur mit einstimmiger Melodie erschienen sei, um diesen Psalter als Kirchengesangbuch einsetzbar zu machen. Er bezeichnet dies als „Konfessionalisierung“ des Lobwasser-Psalters. Weiterhin verfolgt er an einzelnen Vorgängen, wie dieser in reformierten Territorien aufgenommen und von wann an er bei Katholiken und Lutheranern als reformiertes Gesangbuch angesehen wurde. Gern würde der Leser erfahren, inwieweit der Lobwasser-Psalter wenigstens in der frühen Zeit auch in lutherischen Territorien benutzt wurde. Die bemerkenswerten Aussagen zur Hansestadt Danzig, die nur auf Christoph Hartknochs „Kirchen-Historia“ (1686) beruhen, ließen sich sicherlich durch Archivstudien vertiefen. Besonders interessant wäre es, wenn es gelänge, einen Gebrauch im Herzogtum Preußen als dem Herkunftsland nachzuweisen. Auch über diese Bemerkung hinaus zeigt sich, daß die Wiedervorlage des Lobwasser-Psalters zu vielfältiger Beschäftigung anregen wird.

Berlin

Bernhart Jähnig

<sup>2</sup> So auch Mithrsg. ECKHARD GRUNWALD in: Kirche im Dorf. Ausstellung des Geheimes Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz, Konzeption Bernhart Jähnig, Berlin 2002, Nr. 5/9.

**Bazylika Katedralna Świętych Janów w Toruniu.** [Die Kathedralbasilika der Heiligen Johannes in Thorn.] Hrg. von Marian Biskup. (Prace Popularnonaukowe, Bd. 68; Zabytki Polski Północnej, Bd. 12.) Wydawnictwo Towarzystwa Naukowego w Toruniu. Toruń 2003. 247 S., 117 Abb., Faltkte.

Die Publikation knüpft an zwei frühere kunstgeschichtliche Arbeiten über die Marien- und Jakobskirche in Thorn an und wendet sich der altstädtischen Hauptkirche zu, die den beiden Heiligen Johannes dem Täufer und Johannes dem Evangelisten geweiht ist. Einleitend sind drei Beiträge dem historischen Kontext gewidmet. Zunächst skizziert Krzysztof Mikulski die Geschichte der Pfarrei vom 13. bis zum 18. Jh. Eckpunkte der Betrachtung sind die Anfänge der Pfarrei und ihr Patrozinium, ihre Geschichte unter dem Patronat des Deutschen Ordens (1233-1454) – bis zum Ende der Ordensherrschaft über die Stadt im Dreizehnjährigen Krieg – und unter dem folgenden der polnischen Krone und des Thorner Magistrats – die gemeinsame Ausübung der Patronatsrechte mit der Stadt hatte der polnische König Alexander 1505 bewilligt –, die durch die Reformation bedingte gemeinsame Verwaltung der Kirche durch Lutheraner und Katholiken (1530-1596) sowie die anschließende Geschichte der Pfarrei bis 1793, d.h. bis zum Übergang Thorns an Preußen. Das Erstarken des Katholizismus im Lauf der Gegenreformation führte zur Unterstellung der Johanniskirche unter die Jesuiten, was immer wieder Konflikte mit dem protestantischen Rat auslöste, dessen Einfluß im Thorner Blutgericht von 1724 gebrochen wurde. Verzeichnisse der Pröpste der altstädtischen Hauptkirche zu den einzelnen Zeitabschnitten – neben den katholischen werden auch die lutherischen berücksichtigt – stellen eine wertvolle Ergänzung der Ausführungen dar.

Kazimierz Wajda behandelt die Geschichte der Pfarrei unter der Herrschaft Preußens (1793-1920) und zur Zeit der Zweiten Polnischen Republik (1920-1939). Sein quellen-naher Beitrag gibt Einblick in die Organisation, den zahlenmäßigen Umfang und die nationale Zusammensetzung der Kirchengemeinde. Während das Verhältnis zwischen Katholiken und Evangelischen in der Altstadt von der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis 1920 weitgehend konstant blieb, indem die ersteren etwa ein Drittel, die Protestanten zwei Drittel ausmachten, bewahrheitete sich bei der katholischen Johanniskirche die Gleichsetzung von Polen mit Katholiken und Deutschen mit Evangelischen insofern nahezu, als sich 1883 unter den 2370 Pfarrkindern nur 79 deutsche Katholiken befanden. Für den Kontinuitätssinn der preußischen Administration spricht, daß sie an die in früherer polnischer Zeit bestehende Praxis der gemeinsamen Berufung von Pröpsten durch die Krone und den Thorner Magistrat anknüpfte, während das Vorschlagsrecht beim Kulmer Domkapitel lag. Nach 1920 kam es bei der Ausübung der Kompetenzen zum Streit zwischen dem Magistrat und dem Wojewoden von Pomorze, weil beide Seiten unterschiedliche Kandidaten unterstützten. Aufschlußreiche Erkenntnisse über die preußische Haltung gegenüber den Polen vermittelt die Sprachenfrage in den Gottesdiensten der Johanniskirche. In Anbetracht des erdrückenden Übergewichts der polnischen Gemeindeglieder ließ sich die seit 1815 praktizierte Regelung, den Gottesdienst abwechselnd in polnischer und deutscher Sprache zu veranstalten, nicht mehr aufrechterhalten. Letzterer wurde 1875 völlig eingestellt, mußte allerdings acht Jahre später auf Betreiben der preußischen Behörden im beschränkten Umfang wieder aufgenommen werden.

Waldemar Rozyński schließt den historischen Abriss mit der Betrachtung der wichtigsten Ereignisse der Pfarrei vom Ausbruch des Zweiten Weltkrieges bis zur Gegenwart ab. Die Jahre der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft waren auch in Thorn von Ausschreitungen gegenüber der polnischen Bevölkerung und der katholischen Geistlichkeit bestimmt. Aus der Zeit nach 1945 vermittelt der Autor viele Einzelheiten über das innere Leben der Pfarrei und ihre personelle und materielle Ausstattung. Aufschlußreich wären Hinweise über das Verhältnis der dortigen Geistlichkeit und Gemeindeglieder zu den kommunistischen Machthabern gewesen, die leider fehlen. Das wichtigste Ereignis der Geschichte der Kirche der Heiligen Johannes, ihre 1992 erfolgte Erhebung zur Kathedrale und damit zum geistlichen Mittelpunkt der neugeschaffenen Diözese des Bistums Thorn, wird demgegenüber gebührend gewürdigt.

Im folgenden kunstgeschichtlichen Teil schildert Liliana Krantz-Domasłowska die Architektur der Johanniskirche und der ihr vorangehenden drei Kirchenbauten. Aufgrund archäologischer Grabungen kann die älteste Gründung auf dem Platz lokalisiert

werden, auf dem sich die heutige Kirche befindet. Die zweite Kirche entstand im ersten Jahrzehnt des 14. Jhs und ist in ihren Formen teilweise im jetzigen Kirchenbau erhalten. Ihre Gestalt wurde von den aus Westfalen stammenden Kolonisten bestimmt, die sich unter der Herrschaft des Deutschen Ordens in der Altstadt niedergelassen hatten. Bei der dritten Kirche handelt es sich nicht um einen Neubau, sondern um den Wiederaufbau des 1351 eingäscherten Gotteshauses, der alte und neue Elemente miteinander vereinigte. In diese Zeit fällt auch die Errichtung der ersten Kapellen im Innern des Gebäudes, was auf die Entstehung eines Patriziats in der Altstadt hinweist. Die vierte oder heutige Kirche hat bis in die Gegenwart die ihr im 15. Jh. gegebene Gestalt bewahrt; am 3. August 1407 wurde der Grundstein des Baues gelegt, der als Hallenkirche mit quadratischem Turm ausgeführt wurde. Zu klären bleibt, inwieweit die Danziger Marien- und die Elbinger Nikolaikirche als Vorbilder für den imposanten Kirchenbau dienen konnten, der bis heute ein Symbol des alten Thorn ist. Den besonderen Rang des Gotteshauses im innerstädtischen Leben erhellen auch die Ausführungen Jerzy Domasłowski über seine innere Ausstattung, die viele Kunstwerke vor allem aus der Zeit von Renaissance und Barock umfaßt, während solche aus der Zeit des Ordens, sieht man einmal von der Malerei ab, seltener sind.

Berlin

Stefan Hartmann

**Jüdische Kultur(en) im Neuen Europa. Wilna 1918-1939.** Hrsg. von Marina Dmitrieva und Heidemarie Petersen. (Jüdische Kultur. Studien zur Geistesgeschichte, Religion und Literatur, Bd. 13.) Harrassowitz Verlag. Wiesbaden 2004. 214 S., Abb.

Die „Stadt der verwischten Grenzen“ Wilna, die Joseph Roth in den zwanziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts mit sensibler Aufmerksamkeit beschrieb, ist Gegenstand des vorliegenden Sammelbands, der auf einen Workshop des GWZO Leipzig im Jahre 2002 zurückgeht. Seinen Schwerpunkt bilden Varianten, Konzepte und Optionen einer urbanen Jüdischkeit im Spannungsfeld von ethnischer Vielfalt und nationaler Mobilisierung, die erneut den pluralistischen und fragmentierten Charakter moderner jüdischer Identitätskonstruktionen verdeutlichen. Programmatisch fordert Anna Veronika Wendland daher bereits in ihrem Eingangsbeitrag, am Beispiel Wilnas die monoperspektivisch-ethnozentrische Positionierung der traditionellen „Jüdischen Studien“ zugunsten einer integrierten Stadtgeschichte aufzubrechen, in der die jüdische Bevölkerung als konstitutiver Bestandteil der „Stadt als Ganzes“ gesehen wird (S. 22). In überzeugender Weise arbeitet sie heraus, daß es neben den unterschiedlichen polnischen, jüdischen und litauischen Wahrnehmungsmustern, die das jeweilige Bild der Stadt prägten, auch interkulturelle Überlappungen, Wechselwirkungen und Vernetzungen gab, die nicht zuletzt aus den neuen sozialen Praktiken und Konsummustern der Moderne resultierten.

Die nachfolgenden Beiträge greifen diesen Ansatz auf. So befaßt sich Kathrin Steffen mit dem Projekt eines Wilnaer Mickiewicz-Denkmales, das der jüdische Bildhauer Henryk Kuna entwarf, und untersucht die Diskurse der Gegner und Befürworter sowie die polnischen und die jüdischen Konnotationen des „Erinnerungsorts“ Mickiewicz. Christian Trepte wiederum analysiert den Topos der „verlorenen Stadt Wilna“ im Werk von Czesław Miłosz, der mit seinem nostalgischen Blick zurück gleichzeitig die Vision eines neuen Europa der Regionen entwarf.

Mehrere Beiträge des Sammelbands greifen die jiddischistische Kulturbewegung auf, die in Wilna ihr Zentrum hatte. Folgerichtig beschreibt Gennady Estraiikh Wilna als „Hauptstadt“ eines imaginären Jiddischlands, das den Nährboden für zahlreiche utopische Entwürfe zur Erneuerung der jüdischen „Nation“ bot. In diesem Zusammenhang postuliert er auch ein damit intendiertes „social-engineering“, ohne dies jedoch näher zu erläutern (S. 109). Auch in den Beiträgen von Anne Lipphardt und Justin Cammy bleiben die sozialen Komponenten des links-laizistischen Jiddischismus recht vage, obwohl mit dem von L. vorgestellten Wilnaer *Zamlbukh*-Projekt des Workmen's Circle in New York von